Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Griechische Reiseskizzen : 1. Von Catania nach Athen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

jeder andern Bühne zum Muster dienen kann, so gilt dies auch von der in Breslau und der in Frankfurt. Es sind lauter Musterbühnen. Die Kapellmeister nennt er seine ausgezeichneten Kameraden. Jedem bezeugt er, daß die künstlerisch feinfühlige Behandlung der Partitur ihm „geradezu" das Vertrauen zu der Loyalität der deutschen Kapellmeister gegenüber dem Willen des Komponisten wiedergegeben habe. Er scheidet überall mit dem lebhaftesten Wunsche, sich bald vor dem verehrlichen Publikum wieder einfinden zu können, das ihn so stolz und glücklich gemacht habe. Den Darstellerinnen der Titelpartie erzählt er, daß die Pariser Luise, das blutjunge Fräulein Rioton, infolge ihres glücklichen Debüts eine glänzende Heirat gemacht habe, und erfüllt dadurch ihre Herzen mit den süßesten Hoffnungen. Ob er auch den Direktoren in Breslau und Frankfurt wie denen in Hamburg seinen nächsten Musikroman zur erstmaligen Aufführung in Deutschland in Aussicht gestellt hat, habe ich nicht erfahren können. Aber vollendet habe er das Werk, nur sei er sich noch nicht darüber klar, welchen Namen er dem Roman geben solle. So dürfen unsre Theaterdirektoren mit Schmunzeln der kommenden Wintersaison entgegensehen, und unser deutsches Publikum wird nicht weniger sehnsüchtig des erhabnen Augenblicks harren, der ihm wieder ein neues Zeugnis der klassischen Kultur vorführen wird, die ihren Boden nur in Paris hat.

Griechische Reiseskizzen

1. Von Catania nach Athen

Ich hatte Sizilien bereist und beabsichtigte, von dort direkt nach Griechenland hinüberzufahren.

Die Verbindung zwischen beiden Ländern ist sehr mangelhaft. Es geht wöchentlich nur einmal, des Mittwochs, ein Schiff der Navigazione Generale von Catania zum Piräus. Auf dieses war ich also angewiesen. Am Vormittag des 3. April begab ich mich mit drei jüngern Archäologen, zwei Süddeutschen und einem Deutschrussen, an Bord der Polcevera. Das Schiff sollte um zehn Uhr früh abgehn, war aber um diese Zeit noch von riesigen Apfelsinenkähnen förmlich blockiert, und vom Strande her schwammen unausgesetzt noch andre heran, die ebenfalls noch ausgeladen werden sollten. So kam es, daß sich das Schiff erst um zwei Uhr langsam in Bewegung setzte, und auch da blieb es noch eine Strecke weit von Frachtkähnen begleitet, aus denen noch in aller Eile große Apfelsinenkisten an Bord gehoben wurden, bis uns endlich die Lader, eine ausgewählte Sammlung sizilischen Lumpengesindels, in den letzten Kähnen unter entsetzlichem Abschiedsgeschrei verließen. Die Reise sollte über Kreta gehn und drei Tage dauern. Das Schiff war weit mehr Fracht- als Passagierschiff und eigentlich selbst nichts als ein gewaltiger Apfelsinenkahn. Nicht nur seine untern Räume, sondern auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Verdeck, ja sogar die Seitengänge waren mit Apfelsinen- und Citronenkisten und Fässern vollgestaut, nur auf dem Hinterdeck war für die freiere Bewegung der Passagiere einiger Raum gelassen. Das ganze Fahrzeug duftete von dieser lieblichen Fracht, die durchweg nach Odessa — so weit sollte die Polcevera gehn — bestimmt war.

Die Passagiere waren nur wenig zahlreich. Außer uns vier Archäologen war noch ein Deutscher an Bord, ein liebenswürdiger junger Kaufmann aus Elmshorn, der vor kurzem vom Militär freigekommen war und nun die ursprünglich für den Dienst bestimmten Geldmittel verständigerweise dazu verwandte, die Welt kennen zu lernen. In der ersten Kajüte fuhr nur ein junges englisches Ehepaar, das natürlich vollständig unnahbar war; in der zweiten mochten im ganzen etwa zwanzig Personen sein, die größtenteils bloß bis Kreta wollten, z. B. zwei italienische Carabinieri und ein Priester, die zur Ablösung andrer dorthin gingen. Überhaupt herrschte das italienische Element vor. Der Prete wurde abends von seinen Landsleuten durch allerlei Gewissensfragen auf die Probe gestellt, z. B., ob es eine Todsünde sei, einen Hund in die Kirche zu führen, worauf er schnupfend und schmunzelnd erwiderte: è un peccato veniale (eine läßliche Sünde).

Ich wählte mir zum Tischnachbarn die mir interessanteste Persönlichkeit, einen jüngern türkischen Offizier, der aus Gesundheitsrücksichten — er sah in der That entsetzlich elend aus — von Tripolis, wo er in Garnison gestanden hatte, nach Chios versetzt war und in Catania infolge schwerer Seekrankheit mehrere Tage im Hospital hatte liegen müssen. Die Italiener, die ja immer neugierig wie die Kinder sind, machten sich viel mit ihm zu thun, ließen sich sein türkisches Geld und seinen türkischen Paß zeigen und fragten ihn u. a., warum er eigentlich beständig seinen roten Fez auf dem Kopfe behalte, worauf er in recht mangelhaftem und stockendem Französisch erwiderte, daß ein Moslem nur wenn er allein im Zimmer sei, das Haupt entblößen dürfe, in Gegenwart andrer aber jederzeit das Abzeichen seiner Religion auf dem Kopfe tragen müsse. Der Priester warf bei dieser Auseinandersetzung seinen Landsleuten lachend die Bemerkung hin: fanno la religione pel capello (sie machen die Religion mit dem Hut). Als ich mich dem Türken als Deutscher vorstellte, erglänzte sein Gesicht vor Freuden, und er sagte: „Sie sind unsre guten Freunde, Ihr Kaiser ist zweimal bei uns gewesen und hat dem Sultan einen Brunnen geschenkt.“ Nun war unsre Freundschaft besiegelt, und wir führten manches interessante Gespräch, besonders über das türkische Heerwesen. Er war auf der Kriegsschule in Konstantinopel ausgebildet worden und auch von einem deutschen Oberstleutnant, an den ich eine Empfehlung bei mir hatte. Diese gemeinsame Beziehung erschloß mir vollends das Herz des Türken, und er sprach sich nun auch über die religiösen Verhältnisse des Landes in ziemlich freier Weise aus, beklagte den Fanatismus der großen Menge seiner Landsleute und sagte: Notre Seigneur a défendu de manger le cochon et de boire le vin, mais moi, je mange le cochon et je bois le vin, mais pas ivresse!

Am zweiten Tage fing er mit mir eine Art Religionsgespräch an: Nous

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

croyons un Dieu, vous croyez un Dieu, nous croyons un prophète, vous croyez un prophète, nous croyons un ciel et un enfer, vous croyez un ciel et un enfer, c'est la même religion. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm darauf zu bemerken: Mais chez vous il y a au ciel de belles filles, chez nous il y a seulement des anges. Er erwiderte kurz auf diesen Einwand: Ça ne fait rien, les Houris sont seulement les domestiques de Dieu. Wir blieben trotz dieser religiösen Differenz die besten Freunde. Ich sah ihn zuletzt in Athen, wo er den Aufenthalt des Schiffes im Piräus zu einer Rundfahrt durch die Stadt benutzte. Wir schüttelten uns zum Abschied auf Nimmerwiedersehen herzlich die Hand. Möge ihm das schöne Klima der Insel Chios Heilung von der offenbar beginnenden Schwindsucht gebracht haben. Wie sehr unser Kaiser die übrigen Völker interessiert, konnte ich auch sonst noch auf der Polcevera wahrnehmen. Ein Schiffskapitän bezeichnete ihn als „etwas seltsam aber brav" und wurde nicht müde, den Sinn der Rede an den Prinzen Heinrich in folgendes Kraftwort zusammenzufassen: Sviluppa la bandiera e chi non crede. taglia! (Entfalte dein Banner, und wer es nicht glaubt, den schneide.)

Auch ein Exemplar des deutschen Landfahrertums war auf dem Schiffe. Schon auf der Agentur in Catania hatte ich einem semmelblonden Landsmann in abgetragner aber noch einigermaßen anständiger Gewandung zurechtgeholfen. Er wollte ein Billet kaufen und konnte doch kein Wort Italienisch. Dieser junge Mann fuhr natürlich dritter Klasse, erschien aber nach dem Diner jedesmal im Speisesaal der zweiten und spielte uns auf einer schönen Zither etwas vor. Il Tedesco war bald eine populäre Persönlichkeit. Besonders imponierte den Italienern, daß er ohne alles Gepäck, bloß mit der Zither in fremden Ländern herumreiste.

Ich suchte hinter das Wesen und die Pläne dieses seltsamen Landsmanns zu kommen, und der machte nach guter deutscher Art aus seinem Herzen auch durchaus keine Mördergrube. Der junge Mann war ein unverfälschter Sachse, hieß Sonnenschmidt, war ursprünglich Sattler gewesen, aber infolge einer schweren Krankheit, bei der ihm nach seiner Aussage kein Arzt hatte helfen können, zum fanatischen Naturheiler und Vegetarier geworden. Da er nun nicht mehr rauchte und kein Bier mehr trank, hatten ihn seine Kollegen nicht nur gehöhnt, sondern ihm auch, wo sich Gelegenheit bot, seine Arbeit verdorben, sodaß er es als Sattler nirgends mehr aushalten konnte. Seine Verpflegung auf dem Schiffe bestritt er nicht nur von den Soldi, die ihm sein hübsches Zitherspiel einbrachte, sondern er bat uns auch, ihm von dem Brot und den Apfelsinen, die wir bekämen, abzugeben, was wir denn auch aus landsmannschaftlichem Korpsgeist thaten. Jeden Tag goß er sich an der Schiffspumpe kalt ab und pflegte dann an einer versteckten Stelle des Vorderschiffs ein verstohlnes Sonnenbad zu nehmen. Er war auch bekannt mit dem berühmten Naturmenschen „gustaf nagel" und zeigte mit Stolz Briefe von ihm sowie sein Bildnis. Auf meine Frage, was er denn nun eigentlich anfangen wolle, sagte er: „Ich gehe nach »Grede« — er meinte Kreta — und will sehen, daß ich da eine Art Ackerbaukolonie gründen helfen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein paar Freunde von mir sind schon dort; wenns mir da aber nicht gefällt, geh ich nach Syrien und gründe da eine Ackerbaukolonie."

Als dann das Schiff vor Kreta hielt, und er mir zum Abschied die Hand schüttelte, fragte ich ihn, wie er denn eigentlich in Kreta seine Freunde finden wolle, da er deren Adressen doch nicht kenne. Er sagte darauf: „Nu bummle ich erst en bischen aufm Markt und in den Straßen, und dann gehe ich auf die Post, da müssen sie doch wissen, wo meine Freunde wohnen." Der gute Mann war durch ganz Italien gekommen. Er war in der Regel barfuß, die Stiefel an einem über die Schulter gelegten Stock hängend, seines Weges gezogen, von den Süditalienern und Sizilianern aber trotz seiner ärmlichen Erscheinung beständig angebettelt worden, worauf er immer die beiden Worte: povero viaggiatore erwidert hatte. Im übrigen verstand er weder Italienisch noch irgend eine andre Fremdsprache. Dennoch bin ich überzeugt, daß er durch „Grede" und Syrien ebensogut durchgekommen ist wie durch Italien und Sizilien. Führt dieser Sonnenschmidt — so fragte ich mich öfter — nicht ein beneidenswertes Dasein? So ohne Gepäck, ohne Sorgen, so ohne Skrupel und Zweifel die schönsten Meere und die schönsten Länder zu durchreisen, nur auf seine Zither vertrauend und auf den Spruch der Väter, daß Gott keinen Deutschen verläßt, und dabei das Herz geschwellt von dem Gedanken, für die Verwirklichung eines Ideals zu leben, nämlich für die Verbreitung der „natürlichen Lebensweise" und der Enthaltung von allen fleischlichen, alkoholischen und nikotinischen Genüssen. Als ursprünglicher Lederarbeiter hatte er wie Hans Sachs und Jakob Böhme sogar eine tiefsinnige Ader und machte sich über Menschen und Welt seine eignen Gedanken. So mutete es mich geradezu antik an, als er mir bei Betrachtung des abendlich dämmernden Meeres sagte: „Die Schiffahrt ist doch eigentlich eine Sünde. Gott hat doch sicher nicht gewollt, daß die Menschen übers Meer fahren; sonst hätte er das Meer doch nicht für den Menschen unzugänglich gemacht."

Ich war im ersten Augenblick über diese wahrhaft horazische Anschauung von der Schiffahrt (Od. 1, 3) ganz betroffen, dann faßte ich mich und sagte: „Was führt dieses Schiff? Apfelsinen und Citronen. Wohin führt es die? Nach Rußland, damit die Leute dort statt Fleisch die schönen Früchte essen können. Die Schiffahrt dient also der Ausbreitung der naturgemäßen Lebensweise. Sie als Vegetarier dürfen also gar nichts gegen sie sagen." Nun war er betroffen und meinte, über diese Sache wolle er noch einmal näher nachdenken.

Die Verpflegung auf dem Schiffe war im ganzen nicht schlecht, nur etwas eigentümlich eingeteilt. Schon um halb zehn gab es die Kollation, um halb sechs die Hauptmahlzeit. Zum ersten Frühstück dagegen gab es nichts als eine sehr kleine Tasse Kaffee ohne Milch und ohne Brot. Man war darum genötigt, sich von der Mahlzeit des vorhergehenden Tages für dieses Frühstück ein gehöriges Stück Brot aufzuheben, wenn man es bis halb zehn aushalten wollte.

Die Fahrt selbst war geradezu prachtvoll. Noch am Abend des ersten Tages sah man die Pyramide des Ätna wie einen kleinen Maulwurfshügel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über den Horizont ragen. Dann durchzog das Schiff die grenzenlose, unermeßliche Salzflut, die leise und schmeichelnd seinen Bug umplätscherte. Am Tage leuchtete die südliche Sonne, des Nachts schwamm der Vollmond, nicht als Scheibe sondern als Kugel sichtbar, am dunkeln Himmel und ließ vom Horizont her einen breiten Lichtstreifen auf unser sanft dahingleitendes Schiff zu zittern. Wenn alle andern schon unten in den Kajüten und Kabinen lagen, konnte ich noch stundenlang auf dem Achterdeck stehn, über die mondgoldglitzernden Wellen schauen und daran denken, wie hier einst in grauen Tagen jugendfrische Griechenscharen dem unbekannten Westen zufuhren, um neue Städte zu gründen und ihre heimatliche Sprache und Sitte, ihre Kunstübung und ihren Götterkultus in die Länder der Barbaren zu pflanzen.

Am Morgen des 5. April sahen wir die erste griechische Insel. Wir hielten sie für Cythera und wunderten uns, daß sich die Göttin der Liebe und der Schönheit eine so kahle, unwirtliche und schroffe Insel zum Anslandsteigen ausgesucht hatte. Nachher erfuhren wir jedoch, daß es das viel kleinere Antikythera oder Cerigotto war, was wir vor uns hatten; freilich wird Cythera selbst heutzutage auch nicht viel besser aussehn. Bald darauf fuhren wir in den Archipelagus hinein, und der Herr des Griechenmeeres, der alte Äolus, hub uns zu Ehren ein kräftiges Geblase an, sodaß die lieblich tänzelnden Wellen, über die wir bis dahin sanft dahingeglitten waren, zu sich gewaltig aufbäumenden und uns ganz gehörig schaukelnden Schaumrossen wurden. Zum Glück kamen nun bald die Berge von Kreta in Sicht, alle steil, rauh und kahl. Das Kap Spada, das seinen Namen mit Recht führt, streckte sich uns wie eine Degenklinge entgegen. Dahinter öffnete sich unsern Blicken die Bucht von Kanea. Wir sahen links einen vorspringenden Molo mit kleinem Leuchtturm, rechts die alte Feste und am Hafenstrande den Kranz weißglänzender Häuser und — ein neuer Anblick — die ersten Minarets wie weiße spitze Pfähle in die Luft ragen.

Unser Schiff ging draußen auf der Reede vor Anker, und es begann sofort die Aus- und Einbootung. Die meisten abendländischen Passagiere verließen es, und statt ihrer brachte eine ganze Bootflottille auswandernde türkische Familien, die die christliche Herrschaft in Kreta nicht zu ertragen vermochten und sich auf mohammedanischem Boden ein neues Heim suchten. Sie schleppten ihre gesamte Habe, sogar ganze Orangenbäumchen in Kübeln und zahlreiche Hammel mit an Bord. Auch edle kretische Klephthen erschienen, stattliche Gestalten mit langen blauen Jacken, kurzen Hosen und Stulpenstiefeln, über denen an jedem Bein ein gebräunter Fleischring sichtbar blieb.

Auf den Gebäuden der Stadt wehte die internationale Flagge, ein Löwe und ein rotes Kreuz, sowie die Flaggen der Schutzmächte halbmast. Als ich mich nach dem Grunde dafür erkundigte, wurde ich gefragt, ob ich denn kein Christ sei, daß ich nicht wisse, daß an diesem Tage die Hebräer den Herrn gekreuzigt hätten. Ich hatte nicht an den Karfreitag gedacht, und es wäre mir überhaupt nie in den Sinn gekommen, daß man diesen Tag durch Flaggentrauer feiern könne. Die Russen und die Kreter, die bekanntlich eine andre Zeitrechnung haben, beteiligten sich natürlich nicht an dieser Flaggentrauer.

Die mohammedanischen Auswandrer erregten den heftigen Zorn des einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Landsmannes. Er hatte sich schon während der ganzen Seefahrt sehr leicht aufgeregt und entrüstet, besonders über einen allerdings recht meschant aussehenden Burschen der Schiffsmannschaft, der sich, wie alle Italiener, leidenschaftlich dem Vogelfang ergeben hatte und die zahlreichen Schwalben, die sich ermattet an Bord niederließen, durch geschickte Mützenwürfe in seine Gewalt brachte. Unser Landsmann hatte wiederholt ausgesprochen, daß er „diese Bestie am liebsten ins Meer würfe." Jetzt erklärte er es für eine „bodenlose Gemeinheit," daß man die guten, ehrlichen Türken von Haus und Hof vertriebe. So bewährte er den edeln, aber einseitigen Charakterzug des Deutschen, sich überall ohne weitere Skrupel noch Zweifel des Unterdrückten anzunehmen. Denn daß die Mohammedaner nach Asien gehn, Kreta aber völlig christlich wird, ist an sich wahrlich kein Unglück. Leider versäumten wir es, an Land zu gehn und unserm Landsmann Sonnenschmidt das Geleit zu geben. Zeit genug hätten wir dazu gehabt; denn erst nach dreistündigem Stilliegen dampfte die Polcevera weiter, und zwar nunmehr entschieden nordwärts.

Es mochte etwa früh halb fünf Uhr am folgenden Tage sein, als wir mit dem Rufe „Attika!" geweckt wurden. Rasch zogen wir uns an und eilten an Deck. Wolkenlos und graublau spannte sich der Himmel über der ebenfalls grauen Salzflut. Die letzten Sterne waren eben im Verbleichen, und der erste Schimmer der rosenfingrigen Morgenröte erglänzte am östlichen Horizont. Links von uns stieg der schräg gespitzte Gipfel von Ägina empor. Dann erschienen Salamis und die kleine Felseninsel Psyttaleia mit ihrem Leuchtturm, alle diese Inseln steil, grüngrau, felsig und einsam. Und nun kam der Piräus in Sicht, dessen Wahrzeichen jetzt ein auf der Höhe gebautes Hospital ist, leider ein entsetzlich geschmackloser Kasten. Weiter hinten in der Ebne sahen wir zum erstenmal das niedrige Plateau der Akropolis und erkannten durch das Glas auf seinem Rande dünne Stäbchen, die aus dieser Entfernung fast wie Schwefelhölzer aussehen. Über einen steilen Felskegel dahinter waren wir vier Gelehrten lange uneins. Er wurde für den Hymettos, ja sogar für den Parnes erklärt, bis er sich zuletzt als den viel näher liegenden isolierten Kegel des Lykabettos erwies.

Alsbald fuhren wir an einem leuchtturmgekrönten Molenkopf in denselben Hafen ein, in den so oft die athenischen Trieren mit dem goldnen Pallasbilde am Bug, geschmückt mit Blumengewinden und Kränzen von glücklicher Heerfahrt eingerudert waren. Noch ist der Anker nicht in die Tiefe gerasselt, da sind wir schon umschwärmt von einer Unmenge Boote, die gleich Haifischen auf ihre Beute lauern. Zwischen ihnen bricht sich ein Fahrzeug mit der blauweißen Staatsflagge Bahn, das einen Regierungs- und einen Sanitätsbeamten an Bord bringt. Das Schiff darf nicht mit dem Lande verkehren, bevor ihm nicht die sogenannte „Pratika" erteilt ist. Während der Besichtigung des Schiffes durch diese Beamten überschreien sich die Bootsführer und die Hotelbediensteten gegenseitig, und immer mehr drängt die Flottille gegen die Bordseite und gegen die Treppe. Sowie der Beamte das Zeichen giebt, stürmen die sonnenverbrannten Gestalten an Deck, reißen sich mit furchtbarem Geschrei um unser Gepäck und suchen sich womöglich unsrer Personen zu bemächtigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In allen orientalischen Häfen muß man diese unangenehmen Szenen über sich ergehn lassen. Zum Glück wird man bald kaltblütig ihnen gegenüber. Kaum wissen wir, wie es kommt, daß wir mit einemmal samt unsern Siebensachen in einem Boote sitzen. Vor uns steht ein Mensch in einer Kleidung, die noch anständig und ordentlich sein will. Er fordert uns in einem leidlichen Deutsch auf, uns ruhig seiner Führung anzuvertrauen. Vom Landungsplatz leitet er uns dann zur Zollrevision, von der Zollrevision zum Wagen, und nachdem wir einem halben Dutzend Bootsleuten, Gepäckträgern und Jungen Trinkgelder verabfolgt und auch unserm hilfreichen Mentor für seine Mühewaltung anständig gelohnt haben, sitzen wir endlich in einer zugleich von unsern Gepäckstücken vollgestopften Kutsche und rollen durch die menschenwimmelnden Straßen des Piräus der Hauptstadt zu.

Auf der Ziegelei

Von Helene Voigt-Diederichs

1

Markus Peetz saß im Osterbyer Krug und ärgerte sich. Erstens weil die paar Pfennige gerade nur für ein kleines Glas Schnaps gereicht hatten. Und dann hatte ihn der Wirt beim Hereinkommen bedeutet, da hinten an den Sofatisch dürfe er sich nicht setzen. Den müsse er für seine Leute, den Verwalter vom Meierhof oder die Handwerker des Dorfes frei halten.

Warum waren diese Leute besser als er? Vielleicht weil sie den ganzen Tag nicht den Rücken krumm zu machen brauchten und trotzdem abends Spiegeleier und Schinken aßen.

Der Schneider gestern, an dessen Fenster er gelauert hatte! Eine ganze Pfanne voll Aufgebratnes war auf den Tisch gekommen, und ihm hatte man einen Schwarzbrotknust mit amerikanischem Hundefett zugeworfen.

Übrigens, wenn sein Vater nicht so gesoffen hätte, dann säße er auf einem Bauernhof zu vier Pferden und hätte mehr Schinken und Eier, als das ganze Pack zusammen auffressen konnte!

Es war soviel Grund zum Ärger, daß Markus Peetz allmählich in eine bessere Stimmung geriet. Denn den Ärger, den brauchte er zum Dasein ebenso notwendig wie den Glauben an irgend eine unvorhergesehene Unterbrechung dieses ewigen langweiligen Einerleis, das Leben hieß, und das man als eine Gnade des Himmels erhalten hatte.

Ja, nun saß man einmal mitten drin und mußte versuchen, möglichst angenehm damit fertig zu werden.

Giwt dat Arbeit hier 'n Städ? fragte Markus den dickköpfigen kleinen Wirt, der den Groschen in seine Hosentasche strich.

Ik weet ni — da kamt so veelen anlopen . . . Kann wesen, nerrn ant Noer, da sitt 'n Witfru mit 'n Tegelmeister. Veel striken doht se up Stäs ni, kann awers wesen, dat se nuch en annehmt . . .

Markus Peetz nahm die Ledertasche von der Stuhllehne, steckte die Strippen in die Stiefel und wanderte los.

Heiß wars! Die Sonne stand so hoch, daß nur ein schmaler Schattenstreifen